

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 90 (1945)
Heft: 28

Anhang: Der Pädagogische Beobachter im Kanton Zürich : Organ des Kantonalen Lehrervereins : Beilage zur Schweizerischen Lehrerzeitung, 13. Juli 1945, Nummer 12-13

Autor: Bohnenblust, Gottfried

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER PÄDAGOGISCHE BEOBACHTER IM KANTON ZÜRICH

ORGAN DES KANTONALEN LEHRERVEREINS • BEILAGE ZUR SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG

13. JULI 1945 • ERSCHEINT MONATLICH EIN- BIS ZWEIMAL 39. JAHRGANG • NUMMER 12/13

Inhalt: Spitteler als Erzieher — Uebersicht über die Zeitereignisse

Spitteler als Erzieher

Rede vor der Zürcher Schulsynode,
gehalten im Grossen Saal des Kongresshauses am 28. Mai 1945,
von *Gottfried Bohnenblust*.

Herr Präsident,
Meine Damen und Herren,

Ihre Einladung, an Ihrer heutigen Sommertagung über Spitteler als Erzieher zu sprechen, ist mir eine Ehre und Freude gewesen. Ich danke Ihnen für diese schöne Ueberraschung und Ihrem Herrn Vorsitzenden für die freundlichen Worte des Willkommens. Sie mahnen mich an die Jahre, in denen ich selber im Zürcher Schuldienste stand: wem ist man dankbarer als den Männern, die uns so früh schon eingeladen, mit und an der Jugend der Heimat zu arbeiten? Sie aber erlauben mir heute, in Ihrem reichregen Kreise des vertrauten Dichters zu gedenken, dessen hundertsten Geburtstag wir eben gefeiert haben, und uns seine bildnerische wie bildende Kraft vor Augen zu rufen.

«Spitteler als Erzieher»: Diese Aufschrift ist Ihnen vielleicht als überkühnes Paradox erschienen. Wie? Der Mann, der im Alter bekennt, die Schule erst erwünscht, dann verflucht zu haben, der von seinen Lehrern wohl oft dankbar, oft aber auch mit der äussersten Schroffheit gesprochen, der sich über alle Schulunfehlbarkeit zeitlebens lustig gemacht und gegen strahlende Bildungszuversicht die fröhlichsten Pfeile hat schwirren lassen: er soll diese ernste Gesellschaft eine kurze Stunde beschäftigen und hier wahrhaft ernst genommen werden?

Gerade dass Sie das wollen, ist Ihrer wie des Dichters von Grund auf würdig. Er bedarf unseres Lobes nicht mehr: sein Werk steht über Streit und Unverständnis. Aber wir wandern durch so wirre Tage, dass ein so helles Licht, das in unserm Lande aufgegangen, nicht unbemerkt an unserm Himmel wandeln darf.

Dazu kommt, dass Spitteler zu Zürich und zu unserm schönen Beruf eine besondere Beziehung gehabt hat.

Die Bedeutung Zürichs für den Dichter des Olympischen Frühlings ist schon dadurch zum Ausdruck gekommen, dass in der Universität der bekannteste heutige Dichter dieser Stadt ihres Ehrendoktors nach Gebühr gedachte. Die Schulsynode des ersten eidgenössischen Standes erinnert sich, dass sich des Dichters Wirkung weit über die hohe Schule hinaus erstreckt. Zürich gehört mit Liestal und Basel, Bern und Luzern, Winterthur und Petersburg zu Spittelers Schicksalsstädten. In der Jugend, in der Reife, im Alter hat sich das erwahrt.

Mit 21 Jahren kam der Jüngling nach Zürich, um Theologie zu studieren. Die Flucht aus dem Vaterhaus, die Versöhnung, die Wahl des Weges waren vorüber. Der geistliche Beruf sollte den geistigen sichern.

«Ich bin gesund und gehe in die Schule», schreibt der heimliche Dichter im Frühling 1866 dem Urfreunde Josef Victor Widmann als erste Zürcher Kunde.

Stärker als Schleiermachers Schüler Alexander Schweizer fesselt ihn der Junghegelianer Biedermann: bis ihm der Weg Schopenhauers und Jacob Burckhardts kosmischer Pessimismus und poetischer Idealismus für immer als der eigene erscheint, sucht er sich in die frommfreie Zukunftsgläubigkeit des Zürchers zu finden. Und ein Mädchen dieser Stadt, das ihn liebt, lebt so lange in seinen Träumen, dass es in Heidelberg zum ersten Vorbild seiner Pandora wird.

Auf der Höhe des Lebens ist Zürich für Spitteler die Stadt des siegreichen poetischen Realismus, der die Welt verdichtet und verklärt. Keller, dessen Sinngedicht dieselbe Jahreszahl wie Spittelers Prometheus trägt, fühlt sich angezogen und dann noch stärker befremdet: hier steht er vor seiner Widerwelt. Conrad Ferdinand Meyer, von der tiefen Leidenschaft beunruhigt und von der neuen Mythologie abgestossen, kommt persönlich entgegen und hält sich in der Sache zurück. Die Verwandtschaft der beiden Humanisten hat Spitteler vor Meyer geahnt: auf seiner Höhe ist er dem Aeltern nicht mehr erschienen. Zu Ende des Jahres, in dem der Olympische Frühling aufzublühen begonnen hatte, erlosch Conrad Ferdinand Meyer.

Ganz gerecht konnte Spitteler gegen das Zürich Kellers und Meyers erst sein, als er in seiner Luzerner Dichtersfreiheit sein Werk geschaffen hatte, das den Sinn seines einsamen Ringens leuchtend erwies. Seine zwei Jahre literarischer Schriftleitung an der Neuen Zürcher Zeitung waren nach der Wanderung durch Schul- und Zeitungsstuben in Bern, Neuenstadt und Basel zum Höhepunkt beruflichen Daseins geworden. Fron schien dem Freien auch sie: weniger um der Arbeit willen, die er tat, als um des Werkes willen, das nicht werden durfte.

Dem alten Spitteler ist Zürich die befreundete Nachbarstadt, die ihn ehrt, in der Freunde und Freundinnen dreier Menschenalter leben, später auch sein Bruder und in den letzten Jahren seine Mutter. Da konnte man sie ums Jahr 1910 am See sitzen sehen, den Sohn erwartend, der noch in hohen Jahren wie einst in der Jugend mit den Wogen zu kämpfen liebte. Hier hält Spitteler am 14. Dezember 1914 seine grosse Rede über unsern Schweizer Standpunkt; hier wird sein siebenzigster Geburtstag festlich und fröhlich begangen. Von hier ist die erste grosse Darstellung seines Weges und Werkes ausgegangen, hier erscheint zum hundertsten Geburtstag des Dichters erste Gesamtausgabe.

Vollkommen hat der Genius Zürichs mit dem Genie des unbedingten Poeten wohl nicht immer zusammengeklungen. Sie haben eher eine dramatische Fuge als einen Kanon im Einklang gebildet. Aber Zürich ehrt

den Sohn des Basellandes, den Jünger von Burckhardts alter Universitätsstadt am Rhein: in ihrer Verbindung schweizerischer Selbstbestimmung und menschlichen Weltverständnisses würdigt die Stadt Pestalozzis, Kellers und Meyers über allen Gegensatz des Temperaments und des Ausdrucks hinweg die ursprüngliche Kraft des Baslers und die unbeschränkte Weite des europäischen Poeten.

So hat Zürich seinen guten Grund, sich Spittlers zu erinnern. Er ist aber auch als Erzieher unser Kollege gewesen. Das fällt im pädagogischen Laboratorium Europas niemand auf. Die Dichter unsres deutschen und welschen Vaterlandsliedes sind Professoren der Philosophie. Ihnen ist Dichtung Glück und Glanz seltner Ruhestunden, Dauerruf hoher Augenblicke. Spittler ist Volldichter: nicht allein weil er ganz Dichter wurde, sondern weil er ganz *Dichter* war. Pestalozzi und Gotthelf sind Erzieher der Erzieher geworden: Leiden und Freuden des Schulmeisters sind ihnen innig vertraut, und bilden sie ihre Gestalten, so sollen diese wieder ihre Leser zu wahren Menschen bilden. Auch Gottfried Keller, früh der Schule verwiesen und dann als Dichter zum Ehrendoktor der Philosophie geworden, sieht seine Ehrung mit der erzieherischen Wirkung seines Werkes begründet. Conrad Ferdinand Meyer, dem der Plan eignen Lehramtes nicht in Erfüllung gegangen, will auf seiner Höhe nichts mehr als den Goldhauch der Vollendung: wie sollte die Seele ihren Adel nicht spüren, der läutert, erhebt, beseligt? Spittlers Erfahrung fremder und eigener Erziehungskunst klärt sich aus grimmem Widerstand zu grosser Dankbarkeit. An die holde Kunst glaubt er so fest, dass er weiss: sie versöhnt und beseligt. Sie braucht es nicht zu wollen, wenn sie sich in sich selber vollendet. Zieht sie die Herzen empor, wie sollte sie den Geist nicht erziehen?

Als der junge Nietzsche Schopenhauer als Erzieher zu preisen begann, löste er sich schon leise von ihm. Schopenhauer selber hatte sich eine tragische Geschichte der Erzieher der Menschheit gewünscht, die der Welt den Weg durch langes Leid zum leuchtenden Lorbeer vor Augen stelle. Auch wir fragen nicht nach einem Meister, auf dessen letztes Wort wir schwören, nach einem Vorbild, das wir knechtisch nachahmen wollten. Kein Dichter würde sich weniger dazu eignen als dieser gründliche Verächter alles byzantinischen Geisteslebens. Wir erinnern uns seines Wortes, Erziehung heisse erstens selber etwas Vorbildliches darstellen: dann vermöge sie, was kein Zwang vermag. So fragen wir nicht nach Regeln und Rezepten, sondern nach der ursprünglichen Persönlichkeit und nach der bildenden Kraft ihrer dauernden Lichtgebilde.

Wie hat Spittler die Erziehung als Zögling und Erzieher erfahren?

Wie erfahren wir die erzieherische Kraft seines Wesens und seines Werkes?

I.

Als Kind, als Knabe, als Jüngling hat Spittler die Erziehung als gewaltsamen, später auch als gewaltig furchtbaren Angriff in sein inneres Universum erfahren.

Mit der Mutter ist er fast siebenzig Jahre lang innig verbunden gewesen. Mit ihren Augen hat er die Welt geschaut, ihre Leitung war nicht sachliches Handwerk, sondern segnende Gegenwart. Das Verhältnis zum Vater aber, der bei des Sohnes Geburt doppelt

so alt war wie die Mutter, wird zum Typus der ganzen Welterfahrung. Die bestehende Welt ist Uebermacht, wird erblickt wie das Antlitz der Meduse, wird bekämpft, dann widerwillig anerkannt: bis endlich der Sinn überpersönlicher Gemeinschaft aufgeht und der Fluch zum Segen wird.

Der Vater, kräftig, ursprünglich, zuversichtlicher Kämpfer für den neuen Bund, dann angesehener Mann des öffentlichen Lebens, hat den eisernen Willen des Sohnes: aber er ist in der sinnvollen Tat, nicht im sinnvollen Bilde daheim. Als fröhliche Gewaltnatur empfindet ihn der Knabe, dem seine Traumwelt Anfang und Heimat ist und dem das Ich der frühesten Kindheit das liebste bleibt. Freilich: «Es gibt, von innen gefühlt, gar keine Kinder», die Erwachsenen dichten sie. Nicht ganz allerdings, aber des Dichters Wahrheit ist doch wahrer als die hastige Grenze zwischen Kind und erwachsenem Menschen wahr haben will.

So deuten schon die Frühesten Erlebnisse frühen Kampf der Seele gegen die Welt an. Mütterliche Güte, grossmütterlicher Trost, väterlicher Frohmuth bewahren nicht davor. Dem Vater, einem Bild urwüchsiger Kraft und Gesundheit, ist das Haus ein patriarchalisches Idyll, unter Voraussetzung seiner unumschränkten Herrschaft; die Erziehung überlässt er der Natur, die es viel besser wisse als die Menschen: abgesehen von den Fällen, in denen er es selber besser weiss. Er hat an die Kinder gewandt, was er nur konnte: wenn er dem begabten Aeltesten einen Weg durch die Welt suchte, tat er seine Pflicht. Wenn er in der Kunst nicht zu Hause war, stand er an der Grenze seiner Welt. Die Spannung ist in der Folge bis zur Flucht aus dem Vaterhause gewachsen, damit das Dichtertum nicht in Kampf und Verzweigung untergehe. Den Sieg des Sohnes im Reich Apolls hat der Vater nicht erlebt. Die Träume des Auswanderers, das Begräbnis vor allem zeigt, wie tief die Liebe unter allem Kampf um eigene Seele und Sendung war.

Vater Spittler war der erste Staatskassier des neuen Bundesstaates geworden. So versank das Liestaler Paradies, und es folgten sieben Berner Jahre. Skizzen und kurze Kapitel zu der geplanten grossen Autobiographie, die «vom sechsten bis zum achtzigsten Jahre» reichen sollte, berichten darüber. Der «edelschöne Winter» auf dem Lerberhübeli war der glücklichste vor der russischen Reise: er ist der letzte der frühen Freiheit. «Damit ging meine Kindheit zu Ende, und dann begann der Fluch: die Schule.» «Anstatt Sulgenbach und Lerberhügel und Farbenschachtel und Kuss und Liebe war dort der Papa Wenger mit seinem Rütlein und Schelten und Aufgaben und Jericho und Jerusalem.» Gewiss kann man die Schule auch anders erleben. Gewiss weiss auch der Dichter von Liedern, Wanderungen, Spiel und Zeichnen zu erzählen. Gewiss werden auch ihm schliesslich aus den Schultyrannen die gutartigen Lehrer. Der Dichter beklagt sich auch nicht über selber erlebte Roheit oder Grausamkeit. Bedenkt man aber, wie viel von solchen Züchtigungen in so manchen Büchern Spittlers die Rede ist, wie schliesslich Weltenstein und Weltenrute den Zeus als vorbestimmten Weltenherrscher offenbaren, so steigt auch Rousseaus Schatten vor uns auf, mit dem sich Spittler so verwandt wusste. «Qu'on changerait de méthode avec la jeunesse si l'on voyait mieux les effets éloignés de celle qu'on emploie toujours indistinctement et souvent indiscrètement.»

Bei Spitteler ist die Nachwirkung der Schule nach heftigem Widerstand doppelt gewesen: bittere Erinnerung an erlittenen Zwang gab ihm noch im Alter zuweilen ein scharfes Wort ein, wiewohl er im Gespräch etwa zugab, dass manches sich seither möge gewandelt haben. In Augenblicken selbstloser Gerechtigkeit erhob er sich bis zum Dank für Duldung, Förderung und Freundschaft, wie er denn Jacob Burckhardt seine gesamte nichttheologische Bildung zu verdanken bekennt.

Die Mittelschulen hat Spitteler in Basel besucht, da sein Vater nach Liestal zurückgekehrt war. In dem noch ungedruckten «Entscheidenden Jahr» ist beides sichtbar: Schulkrieg und verklärte Erinnerung. Der Sturm zerschlägt die Ernte nicht. Namentlich am Pädagogium, den obern Klassen des Gymnasiums, unterrichten Lehrer ersten Ranges, neben dem leuchtend milden alten Rektor Burckhardt vor allem Wilhelm Wackernagel und Jacob Burckhardt. Spitteler ist für den Reichtum sprachlicher, geschichtlicher, künstlerischer und sittlicher Anregung nicht unempfänglich. Ohne die Welt des Basler Humanismus wäre er nicht, der er ist. Er weiss das wohl. Aber Gefängnis und Verbannung bleibt dem Jüngling, der schon durch schwere Erschütterungen des Herzens, Kämpfe des Geistes und endgültige Entscheidungen gegangen, alles, was ihn vom unmittelbaren Werk abhält, das nur Er schaffen kann. Gewiss: die Schule muss für die Welt der Dinge bilden. Sie soll die Welt der Bilder achten; der Dichter aber lebt in ihr allein. Der reife Mann erkennt die Lage, ohne die Schuld zu verschieben. «Gewiss können die Lehrer nichts dafür, wenn ihnen etwas Abnormes in die Schule läuft; aber ich konnte ebenfalls nichts dafür, dass ich Abnormer noch in die Schule musste. Meine Aufgabe war unter diesen Umständen, das rätselhafte Ding, das in mir keimte, gegen die Zumutungen der Schule zu verteidigen, und diese Aufgabe erkannte ich klar. Nicht als ob ich das Wissen verachtet hätte; ich kenne sogar den Wissensdurst; allein es war mir nicht erlaubt, wissen und lernen zu wollen, während ich fühlte, dass Besseres, nämlich Schöpferisches sich in mir regte.»

Der Aufstand der Seele hätte leicht zu unheilbarem Bruch führen können: Jacob Burckhardt verhütet die Katastrophe. Gottfried Kellers «verhunzte Bildung» bleibt Spitteler erspart. Und am Ende zollt der Dichter seinen Lehrern Lob und Preis. «Sie hätten», sagt er, «das volle Recht gehabt, mich zu relegieren; sie haben vorgezogen, sich durch grenzenlose Nachsicht meinen Dank zu verdienen». Der Typus des warnherzigen, gütigen, gnädigen Lehrers bleibt für Spittelers eigene erzieherische Anschauungen lebenslang in Gültigkeit.

Als «nicht ganz unwürdig» zu akademischem Studium reif erklärt, geht der Dichter nach seiner schwersten Krise von der Rechtsgelehrsamkeit des Vaters zur Theologie des Urfreundes Widmann über. Kritisch ist seine Stellung vor allem Anfang schon: er möchte den religiösen Problemen auf den Grund kommen und womöglich einen gemeinsamen Nenner für sein unmittelbares Erleben und den geschichtlichen Glauben finden. Er studiert in Zürich, Heidelberg und Basel; er folgt eine Weile junghegelschem Zukunftsglauben, der der Menschheit ein Ziel und der Geschichte einen Sinn gibt. Bald aber geben seine Gesichte, wie schon die frühen des Gymnasiasten, den Gedanken Schopenhauers und Jacob Burckhardts

recht: die Welt ist Leid, unsre Pflicht Mitleid, höchster Trost Erkenntnis der Wahrheit, höchste Bestimmung des schöpferischen Menschen ihre Darstellung im Bilde. So wendet sich der Dichter nach freien und eifrigen Jahren, nachdem alle Geister der Zeit um seinen Geist gerungen, von der schon erworbenen Bündnerkanzlei plötzlich in die Ferne. Noch dauert es zehn Jahre, bis sein erstes Werk, das ihm in Heidelberg aufgeleuchtet, vollendet ist; noch muss er zwanzig Jahre warten, bis seine Luzerner Freiheit den Dichter zum reinen Künstler werden lässt. Indessen ringt der Erzieher, Schriftsteller und Schriftleiter um die Dauer seines Dichtertums.

Aber er dient seiner Herrin Seele. Was er ist, hat er von ihr zu eigen; woher sie es habe, fragt er nicht. Ihr Dienst ist Sieg der Unmittelbarkeit, der Ursprünglichkeit, der Urtümlichkeit. Es ist das Erlebnis des Dichters überhaupt. Stifter, Spittelers Widerspiel in Gemüt und Ausdruck, bekennt wie er: «Bei wem eine Göttin eingekehrt ist, lächelnden Antlitzes, schöner als alles Irdische, der kann nicht anders tun, als ihr in Demut dienen.»

Acht Jahre ist Spitteler in Petersburg Hauslehrer gewesen. Im Hause des Generals Standertskjöld erzieht er die jüngern Söhne für die Pagenschule. Man kennt seine Musik, sammelt seine Zeichnungen zum Geschichtsunterricht, bewundert den Schwimmer und Wanderer, schätzt den begabten Gesellschafter, ahnt aber nichts vom werdenden Dichter. Anders im Hause von Cramer: da schreibt die Dame des Hauses die entstehenden Kapitel des Prometheus ab. Keine Diotimatragödie, aber herzlicher menschlicher Anteil wird erlebt; an beiden Orten dauert der Verkehr über Jahrzehnte und Landesgrenzen hinaus.

Nach des Vaters Tod kehrt der Sohn zu der Mutter heim. Widmann, der die Berner Töcherschule leitet, verschafft dem Freund eine kleine Stelle als Lehrer der Geschichte und des Deutschen. Ueber Wahl und Urteil lassen sich keine Spuren finden; nur die winzige Besoldung ist verzeichnet. Als die Schule ein Jahr später öffentlich wurde, gehörten ihr weder Spitteler noch Widmann mehr an. Der gedruckte Bericht weiss vom Examen und einer Bergfahrt, an der auch die künftige Gemahlin, sechzehnjährig, teilnimmt; persönliche Erinnerungen leben heute noch. Sie gelten mehr dem Lehrer als der Lehre: um der Gestalt, des russischen Aussehens, der Zeichnungskunst willen prägt er sich ein. Wie er unterrichtete, geht aus etlichen Heften hervor, die über Notizen hinausreichen. Spitteler erzählt anschaulich: mit leisem Spott über irdische Grösse, ehrerbietig allein vor dem Geiste. Es weist auf die späteren Balladen hin, wenn die Reinigung Athens durch Epimenides erzählt wird und der Priester nach seinem Hokuspokus fröhlich nach Kreta weiterwandert, ein Büschelchen vom heiligen Oelbaum auf dem Hut.

Vier Jahre ist Spitteler Lehrer der alten Sprachen und des Deutschen in Neuenstadt gewesen. Am Progymnasium, dem See zugewandt, verkündet eine Tafel, hier habe Spitteler von 1881 bis 1885 gelehrt. Einstimmig hatte man ihn unter sechs Kandidaten erkoren; geduldig gab er über dreissig Stunden in der Woche, schrieb seine Berichte an den gestrengen Inspektor, erklärte den Ovid, dessen Metamorphosen er es in Hylas und Kaleidusa gleichgetan, quälte sich und die Knaben mit den deutschen und griechischen unregelmässigen Verben, bis ihm die Formen zu Figuren wur-

den und in seine Extramundana hinaustanzten. Auch in Neuenstadt ist des Dichters Spur nicht nur in Stein gegraben: die Familie des befreundeten Schulpräsidenten, ein Kollege, mehrere Schüler erinnern sich seiner Güte, seiner menschlichen Teilnahme, seiner Einladung zu Wanderungen, ja zum Zuckerbäcker. Zum guten Pädagogen, meint man, sei er zu gut gewesen: «pédagogue rêveur, étranger aux formules de la stricte observance professorale, géant penché sur des enfants, suppléant par son amour pour la jeunesse aux libertés d'un cerveau d'artiste en continuelle fermentation». Die Spannung im Spiel mit dem gewaltigen Inspektor Landolt ist zuweilen stark; nachträglich gibt der Dichter zu, schliesslich sei es ja nicht dessen Schuld gewesen, dass er «nun einmal kein guter Kleinbubenlehrer war». Aber vielleicht lebt die lächelnde Anhänglichkeit dank der Liebe zur Jugend länger als die an manchen Mann strengere Observanz. Vielleicht ist diese Liebe eines grossen Menschen das höchste, was er der Jugend schenken kann. Darin berührt sich Spitteler seltsam mit Pestalozzi, dessen Namen er nur zweimal ironisch erwähnt, mit dem er aber nicht nur die Schranken des Lehrers, sondern das Feuer des Geistes gemein hat.

Als der Dichter, dessen Prometheus eben erschienen war, die erste Schulsnode unentschuldig fehlte, wählte man ihn zum Sekretär. In gewähltem Französisch berichtet er über die Vorträge, in grosser Herzenshöflichkeit, nur seine eigene Arbeit über die alten Sprachen am Gymnasium bescheiden übergehend. Auch hier bleibt er sich treu. Er erklärt es als Grundgesetz der Erziehung, nicht auf die Masse des Gewussten, sondern auf die Kunst des Wissens zu schauen. Er benutzt einen Vortrag über das Gehör, um die schädlichen Wirkungen der Ohrfeigen auf die «pädagogische Seite» des menschlichen Antlitzes zu betonen. Er unterstreicht die Grausamkeit der Römer und erhebt sich gegen die Gepflogenheit, sie als sittliches Vorbild in den Schulen hinzustellen.

Auch als der Basler Schriftleiter und der freie Schriftsteller den Lehrer abgelöst, schwindet Spittelers Anteil an Fragen der Erziehung nicht. Auch seine Kinder lässt er wachsen und traut den Kräften natürlicher Aneignung mehr zu als dem Zwang. In liebenswürdiger Inkonsequenz hält er in der Welt Anankes die Güte für die leichteste der Tugenden. Von fern verfolgt er den lauten Berner Schulstreit der achtziger Jahre, als «Erziehungssymphonie in Hass-Dur», und über die Landesgrenzen hinaus deutsche und französische Erziehungsfragen aller Stufen. Kann auch der Künstler nur vom Künstler lernen, bleibt also die Schule für alle für ihn ein notwendiges Uebel, so ist doch auch ihm die echte Sorge um den menschlichen Geist wichtiger als seine Sorglosigkeit, die leicht genug auf dem Wege zur Natur in den Grund der Barbarei gleiten könnte.

II.

Wir haben den Dichter verfolgt, der Lehrer wurde, um seiner Kunst zu leben.

Was erfahren wir aus seinem Werk?

Was bedeutet dem Erzieher seine Gestalt und seine Dichtung?

Die frühe Epik der achtziger Jahre, vom ersten Prometheus zur Eugenia, ist ganz auf Kampf und Sieg der Seele gegen Zwang, Regel und Macht der Welt gestellt. Die Seele ist für den Dichter die Heldin seines ersten Werkes: ihr unbedingter Diener wird verwor-

fen und verkannt; aber er allein rettet das Reich, nachdem Epimetheus um der Macht und Liebe willen seine Seele verraten, die Gabe der Pandora verkannt und die Gotteskinder, die Gegenwart des Geistes auf Erden, an den Barbaren Behemoth verraten: er befreit Messias und gewinnt dem Bruder die verratene Seele wieder. Ihre Stimme ist alles: Wahrheit, Gebot, Verheissung, Erfüllung. Die Welt überlieferter Werte steht ihr entgegen: die Stadt der Athener mit dem roten Dom und der hohen Schule, samt den Kolonisten auf den Dörfern: hier wird der wunderbare Schatz alter Jahrtausende verehrt, aber die ewige Liebe zum Alten tötet die Liebe zum Ewigjungen. Wo die Stimme der rätselhaft wundervollen Tiefe alles, alle Ueberlieferung aber blosser Lehrlicht ist, gilt ein echtes Zigeunerlied mehr als alle schulgemässen Chöre. Denn es gilt nur das Gesetz des Herzens. «Die grosse Weisheit heisst: sich auf sich selbst besinnen.» Die Seele, wesentlich und unveränderlich, ist absolut gesetzt, ungeworden, aber alles Wesens Wesen: die Königin im Reiche Allerseelen. In diesem Reich kann es nur Erzieher geben wie Pandora, die dem Hirtenbüblein bei seinem stillen Zeichnen über die Schulter schaut: ergriffen, beseelend, Mut spendend.

Auch die Extramundana, die sich aus der Enge in dichterische Freiheit hinaussehen, sind voller Spott über äussere Bildung, die das lebendige Bild des Menschen verhüllt statt offenbart, über den Himmelschulsaal des doppelsauren Weltalls. Auch hier leuchtet hinter dem Hohn das Bild des Lebens auf, wo die Jungen nicht die Geliebten Goethes hersagen, sondern den Dichter lesen, wo man nicht aus Bildungszwang und Ruhmsucht musiziert, sondern «singend aus dem warmen Herzen, jubelnd mit der Stimme hellstem Vollklang, wie die Vögel jubeln in den Büschen und beim Morgensonnenschein die Mägdlein.»

Am stärksten spricht der Erzieher aus dem Dichter in Eugenia, die Spittelers Winterthurer Tage spiegelt. Die Katastrophe im Pädagogium, die Jacob Burckhardt abgewendet, wird hier als eingetreten vorausgesetzt: der naturselige Jüngling, der Schule fremd, aus dem «Methodium» verwiesen, wird von seiner jungen Tante geheilt; was die strengen Lehrer und der gewaltige Vater nicht vermocht, gelingt der Liebe und Güte, die nicht fordert, sondern vorlebt, die versteht, dass Liebe stärker ist als Tadel und am Ende die Herzensnarren die Menschheit vorwärts bringen. «Nämlich die Welt verbessert man im stillen.»

Auch die Zwischen- und Lernwerke, die zum Epos der hohen Zeit führen, zeigen dieselbe Ablehnung kalten Verstandes, dasselbe Vertrauen zu liebevollem Verständnis. So lässt die Weltenkönigin das Mädchen seinen Schmetterling malen; so lautet der mutige Spruch des leidvollen Herzens: «komm, lass uns täglich segnen, was blüht, was liebt, was schafft!» So wird nicht gleich gestraft, was tanzt und lacht. «Hohes erreicht, wer Hohes ersehnt und mutig mitanstrebt, jeder mit eigenem Schmerz.»

Selbst in den Literarischen Gleichnissen begegnet erzieherische Einsicht: die kleine Hoheit, die mit den Ohren zuckt, wird dauernd und schnell kuriert, indem Hofratsöhnchen eingeladen werden, die den Unfug ehrerbietig nachahmen, oder der junge Hreiner gewinnt den Schriftpreis des Abtes, weil er nicht möglichst ungewöhnlich, sondern einfach rein und richtig schreibt. Auch hier kriegt die dumpfe Schulluft im Urteil des Demiurgen noch einen Stüber ab; aber nie fehlt der

Gegensatz des hellen Schöpfertums. «Freudig und gern ist der Künste Kern», so klingt es später in den Glockenliedern. Das gilt von der Kunst der Erziehung vor allem.

Die Balladen Spittellers sind keine Lehrdichtung, sondern kosmische, heldische, traumfrohe, wirklichkeitsweise Erfindung und Gestaltung. Aber welcher Erzieher lehrt mächtiger als der Dichter, der den lauten Festzug und das schweigende Bataillon schildert: «Sagt, mit welchem zog das Vaterland?» Warum jodeln die Schildwachen, bis sie zu ihrer Ueber raschung gebüsst werden: sie hüten die Heimat, sie wählen ihre sieben Herrn, sie tun ihre mutige Mannes pflicht. Neben der einfachen Wahrheit schimmert etwa eine Teilwahrheit, blitzt eine Ueberwahrheit auf. Die «Prophetenwahl» geht in das beliebte Wort aus: «Die stärksten Seelen gehen am längsten fehl.» Das kommt vor, ob auch nicht alle Seelen, die am längsten fehlgehen, zu den stärksten zählen. Teilwahrheit ist auch das Urteil Pans des Richters, der Wert des Lebens heisse Jugend: auch das Reifsein alles ist, bleibt wahr. Ganz spittellersch ist endlich die Umkehrung, die die Scheu vor frohem Uebermass erfährt; Lust des Ursprungs ist hier das Urwort: «Aber wenn der Quell nicht flutet, der den Spruch des Lebens spricht, wenn der Mut nicht übermüdet, diese Schuld vergeb ich nicht.»

Die dunkeln Quellen rauschen ja fort: die Glocken singen Menschenweh, von Geist verschönt. Selbst die Brückengeister bekennen: «Und wenn wir drinnen Meister sind, das macht: wir tuns halt gerne.» Und die höchste Weisung gibt dem klagenden Herzen sein unerschütterlicher Herr:

«Ein jeder wandle einfach seine Bahn.
Ob öd, ob schnöde, ei, was geht's dich an?
Was tut das Feuer in der Not? Es sprüht.
Was tut der Baum, den man vergisst? Er blüht.
Drum übe jeder, wie er immer tut.
Wasch deine Augen, schweig und bleibe gut.»

Das ist des Lyrikers letztes Wort: Höchste Lehre, nicht des kalten Verstandes, nicht des harten Willens, sondern des mutigen Herzens.

Auch der Erzähler bietet manchen Beitrag zur Seelenkunde des Erziehers und des Zöglings, manchen Hinweis auf Wege, die zu gehen oder zu meiden sind.

Schon in der ersten kleinen Sammlung, die den Namen von Friedli dem Kolderi hat, begegnet uns das Los eines Mädchens, das freudlose Zucht in Verzweiflung treibt, und umgekehrt der Untergang eines Vaters, der sein Kind vor roher Gewalt hat retten wollen. Dann erscheint Gustav, Prometheus im Idyll, der auch alles anders macht als alle andern und am Ende allen zur Freude wird. Da sind die Mädchenfeinde, die im ersten Satz schon gegen die Schule lospoltern, dann das reizende Mädchen nach Herzenslust schulmeistern und entdecken, wie anders die verhasste Welt aussieht, wenn man sie schönen Augen schildern darf. Und da erscheint dem frohgemuten Knaben der Narrenstudent: eine Selbstbegegnung des Dichters in zwei Phasen seiner Entwicklung. Aeusserlich ist dem Einsiedler des Geistes nicht anzusehen, ein wie tüchtiger Taugenichts er noch werden kann. Aber innerlich lebt die wesentliche Kraft schon in ihm. «Man ist immer der Jüngste», so weiss er, «wenn man in den tiefen Brunnen hineinlebt, wo die Zeit

mit dem Eimer die Gegenwart aus der Ewigkeit schöpft.»

Am schärfsten ist wohl die Spannung des schaffenden Einzelnen zur äussern Ordnung des Erziehens und Bildens in «Imago». Da steht die Welt der Bilder gegen die Welt der Dinge, die Welt der Seele gegen die Welt der Zwecke, die imaginäre Welt unsichtbarer Werte gegen die greifbare irdischer Güter. Da erscheint der Dichter, in dem die eigene Quelle sprudelt, als der Verlaufene, der an nichts ernsten Anteil nimmt, der Seher, der in freiem Reiche daheim ist, als Sonderling, der keine Ahnung vom Segen der Volksschule, der Bürgertugend, der guten Zeugnisse und des lächelnden Leumunds habe. Freilich kennt er seine Gefahren besser als alle andern, die ihn bessern wollen; freilich kennt auch er das Glück des Gemeingefühls, und nie steigt es stärker auf als in der Stunde gemeinsamer Gefahr. Ob ihm die Welt auch nicht eine einzige Erziehungsanstalt ist, ewig zu lernen und zu lehren, so ist sie ihm desto gewisser das Land der Bildnerfreude und Bildnerkraft: und was bildet am Ende gewisser als Urbild und Vorbild?

Neben dem Werk des Lyrikers und Erzählers ist auch der des Kritikers in dieser Mittelzeit Spittellers von kräftiger Fruchtbarkeit. Auch die Lachenden Wahrheiten sind kein Schulbuch, aber voll bildender Weisheit. Fröhlich wird gegen hölzerne Kunstfron gewettert: die Kunst ist ein Trost der Menschen auf Erden, keine Ueberlast auf schon so schwer beladenen Schultern. Sie bildet, aber sie ist kein Bildungsstoff. Sie fordert keinen Zwang, leidet keinen Dünkel, sucht nichts als Liebe, freut sich allein der Huldigung der Herzen. Kunst schafft Schönheit: ewig gegenwärtig und werkkraftig: sie verlangt allein, angeschaut und vernommen zu werden, dann ist sie auch am besten verstanden.

Der Verstand der Verständigen möchte einwenden, Worte, Namen, Bilder und Begriffe müssten dem Geiste zugänglich sein, um vernommen zu werden: wer nicht wisse, was die Zeder Amuna, der Riese Olim, der Felsen Eschaton heisse, vernehme auch den Sinn nicht. Er wird auch sagen dürfen, dass keineswegs «jedes Katheder den Torschluss der Poesie verkünde»: hat es auch die Historie mit geschehener Geschichte zu tun, so hat sie doch nicht den leisesten Grund, die geschehende zu leugnen. Ja, sie freut sich der Zuversicht des Meisters: «Alles bisher Geleistete ist nur ein Anfang.»

Zu Spittellers lachendsten Wahrheiten gehört sein Hohn über anmassendes Alexandrinertum, das jede freie Meinung als Lästerung verpönt. Er vergisst die Zeit nicht, da er selbst «ein dunkler Schullehrer in einem finstern Städtchen» gewesen und seinen freien Geist rein erhalten. Ueber die Anforderungen einer rechten Vorlesung habe ich nie gescheiter sprechen hören als von unserm Dichter. Schmunzelnd liest man «Allerlei Bemerkungen zu allerlei Unterricht». Wie wahr, dass ein Colleg nicht mit einem Berg von Büchertiteln, nicht mit Schulgezänk, sondern mit einer Ausschau über ein blühendes Land beginnen solle. Wie wahr, dass der moderne Professor in erster Linie Gelehrter und erst in zweiter Linie Lehrer sei, «häufig sogar erst in letzter Linie, und manchmal in gar keiner Linie». Wohl, sagt man sich, offenbar ist es nicht so schlimm, in rechter Linie auch als Gelehrter

Lehrer zu sein. Und man freut sich, den Dichter unverhofft als seinen frohen Patron zu finden.

Dass in der Schulbotanik auch ein schöner Garten Platz habe, dass Schönheit nicht erziehungswidrig sei, dass das Kind der Legende und das lebendige Kind zweierlei seien, ist wohl heute keine überraschende Kunde mehr: wahr ist es immer noch. Wie Spitteler die Geschichte seiner Zypresse erzählt, ertappt er sich selber «auf pädagogischen Gedanken»: er hat einen Baum den grössten Gefahren ausgesetzt, dass er die andern schütze. Der Hüter steht noch, die andern sind alle zugrunde gegangen. So hören wir auch hier den Ruf zu echten, wesentlichen Werten, zu mutiger Vollendung, zur Ehrfurcht vor wahrer Grösse, zur unbedingten Ehrlichkeit.

Die Zwischen- und Lernwerke hatten die Hohe Zeit im Auge. Sie haben sie mit heraufgeführt. Die jungen Götter des Olympischen Frühlings brauchen sich an der Lalologenbrücke nicht aufzuhalten: die Weisheit der Welt und des Lebens lehren sie die Sibyllen aus dem geheimnisvollen Bilderrätselbuch, sie gewinnen sie ferner aus dem Götterbaum, in dessen Rinde die frühern Olympier ihre Namen gegraben, aus dem Lawinensturz des alten Herrschergeschlechts, aus dem Munde der lieblichen Hebe und des Vaters Uranos. Weil keine Warnung vor Torheit schützt, rät König Hades das Gegenteil: dann tun die Jungen das Rechte. Aber ob auch die höchste Welt des Dichters jenseits von Wissenschaft und Ahnung liegt, der Künstler hat gelernt, was lernen heisst: Jahrzehnte lang, bis ans Ende:

«Denn niemand ist so gross, und reicht er zu den Sternen,

Eh dass er etwas kann, muss er's bescheiden lernen.»

«Die Wahrheit lässt sich auch im Fabelkleide schildern.» In der Tat, und sie verliert nicht dabei. Mächtig bleibt der Eindruck, wie Zeus im Weltenbuche liest: lebendig und voll grosser Gesichte, wie die Glocken, selber geschlagen, andern hell und heiter klingen, wie Boreas die faulen Bräuchler, Heuchler und Hühneriche aufjagt, wie Homer und Pallas dem Riesen Olim und dem mächtigen Pelargen zu Leibe gehen, wie der Gigantenfürst aus dem Stierenbuch Staatsrecht predigt und Ajax über kräftigem Zorn gesund wird, so dass fürder niemand die Olympier neckt. Wer redet wahrer als die schöne Fabel von Hylas und Kaleidusa, der ewigen Gegenwart lebendig verwandelter Vergangenheit, oder die von Hermes, der der einsamen Maja das Recht des Lebens über den Tod beweist: Wer lehrt heller, was mutige Freundschaft heisst, als Artemis, die mit Apoll durch die Weltenwüste fährt, bis sie zu zweien ins Tal Eidophane blicken? Wer vermöchte der Jugend mächtiger vor Augen zu stellen, was kühner Wille, innerste Zuversicht der Seele, köstliches Gelingen heisst, als Apoll der Entdecker, Apoll der Held?

Und Zeus, der ob den Weltenwerten auch die Seelenwerte nicht vergisst, erzieht seinen Sohn Herakles zu unbedingtem Wahrheitsmüte: Versuchung, Unbill, Drohung sollen ihn härten, bis er sein Wort zu wahren und sein Werk zu tun willig und imstande sei.

III.

So scharf Spitteler Dichterwahrheit und Lernwahrheit trennt, wird sich doch der Erzieher beim Dichter aufs lebhafteste angeregt finden, vieles lernen, vieles bedenken und in dieser hohen Luft die köst-

liche Freiheit des Geistes kosten, die sich wahr, indem sie sich öffnet, und sich öffnet, indem sie sich wahr.

Letzten Endes ist aber der Hauptgewinn nicht die Summe der Einzelstellen, Einzeleinsichten, Einzelwahrheiten, sondern zu höchst steht die bildende Kraft der Gestalt. An ihr werden die Wahrheiten klar, die wir durch sie gewinnen, und die andern, die sich uns an ihr offenbaren.

Spitteler als Dichter ist der Verfechter unbedingter Ursprünglichkeit. Spitteler als Künstler hat ungeheuer viel gelernt, gewusst, erwogen, gewonnen: aber alle Weisheit der Welt diente dem Werk, das er allein schaffen konnte.

Spitteler als Vorkämpfer der einmaligen Persönlichkeit kann die Bildung als äussere Wissenssumme missverstanden, das Nationallaster der damaligen Deutschen kennen. Aber er weiss auch, was echte Bildung heisst: ein ungebildeter Mensch kann für ihn weder ein grosser Dichter noch ein grosser Verstehender sein.

Spitteler weiss, dass eine Generation, die nur noch Vergangenheit für lebendig hält, abstirbt. Aber er ruft auch aus: «Eine Generation, die sich nicht um die Augen der Vorwelt kümmert, wird bübisch.»

Spitteler will aus seiner Seele und nur seiner Seele zuliebe schaffen. Aber er opfert sein Leben einem Werk, das der Menschheit nicht fehlen durfte. Wäre seine Welt der Bilder sich genug, was hätte dann all dies Opfer, dies Dulden, dieser Sieg für einen Sinn? In der letzten Dichtung erweitert er das Ich zu der Einheit «Ich Alle»: dass das Ich alle umfasse, ist das Letzte, was die strenge Herrin Seele von Prometheus verlangt. Spitteler hat in einer grossen Stunde seines Volkes durch die Tat bewiesen, dass er wohl wusste, was die Freiheit aller Eidgenossen für den Einsamsten unter ihnen bedeute. Er ist aus dem Gegensatz zum allzu gemeinsamen Menschen zum allzu Einsamen geworden. Aber er ward es mehr dem Wort als der Tat und dem Werke nach. Der Dichter blieb Adler und flog der Sonne entgegen. Der Künstler erfüllte an seinem Orte, was ein schlichterer Geist gesprochen und was auch unser Erzieherlos und unsre Erzieherhoffnung bleibt:

«Im Fluge nicht, nur Schritt für Schritt
Kannst du ans Ziel gelangen.
Und bringst du nicht die Brüder mit,
Bist du umsonst gegangen.»

Als Dichter ist Spitteler eine offenbar einmalige Erscheinung. Ahnen und Verwandte hat er: seinesgleichen nicht. Auch als Erzieher ist er nicht nachzuahmen, weder in seiner Grösse noch in seinen Grenzen. Er wirkt durch seine Bildnerkraft: ganz, rein, unbedingt wollen wir Erzieher sein, wie er Dichter war. Vorbild ist er in seinem Werkglauben, seiner Werktreue, seiner Werkmacht. Er weiss, dass er das Werk wählte, aber dass es ihm gelang, weil er zuvor aus Tausenden erwählt war. Das Werk des Erziehers auch ein Bildnertum, ist in vielem leichter, in manchem auch entsagungsvoller als ein Dichterleben. Es bleibt unsichtbar, es ist nur in seiner Wirkung vorhanden, es wird nie geschlossene Gestalt. Aber es ist Dienst des Menschen am Menschen: echter Dienst ist es erst, wenn es Werk des Bruders am Bruder ist. Dann wird geistlose Gewalt unmöglich; dann friert

das Riesenreich des Geistes nicht in starre Gestalten zusammen, dann gehen wir schauend, staunend, dankbar durchs Leben, und die Kraft Gottes bildet auch uns nach ihrem Bilde. Dann dürfen wir an unser Werk glauben, wie der Dichter an das seine glaubte. Dann dienen wir ihm in selbstloser Treue, wie der Dichter sich dem seinen opferte. Dann nehmen wir unser Gelingen als Gabe und unsre Grenzen als Schranke dieser Berufung an.

Das Schulideal der lustigen Mädchenfeinde, Buben auf dem Bock, jubelnd die Pferde lenkend, wird wohl nie unsere Arbeit erschöpfen. Dem Dichter genügt die Welt der Bilder; diese sind Sinnbild des Lebens. Das Leben verlangt, dass die Jugend die Welt der Dinge verstehen, denken und ordnen lerne. Der Dichter ist Quell; aus ihm sprudelt, was andere erwerben müssen. Ja, ihn mag stören, was andre zu Wissen und Werk bedürfen. Die Schule ist aber für alle da. Sie kann nicht allen alles sein. Aber sie wird die innere Welt der Jugend ehren und fördern, und sie wird Wege weisen, die niemand alle von selber weiss. Sie kann die Gemeinschaft wecken, in der all unsre Grenzen beschlossen sind, bis wir alle allen leben und leben helfen. Sie kann aus der Folge der Geschlechter eine Werkgenossenschaft werden lassen: da springt der Funke der Begeisterung von der Jugend auf die Reife, von der Reife auf die Jugend über. Sie kann die Schar lebendiger Seelen vor das Werk des schaffenden Geistes führen. Sie wird den Sinn Pestalozzis nicht im Zwang, sondern in der Liebe finden. Sie wird Ernst und Spiel scheiden und doch beide im Leben wesentlich beschlossen sehen: den Ernst wird sie nicht düster, aber ernst und ewig wissen, das Spiel wird sie nicht bodenlos werden lassen.

Die Schule wird das tiefe Dunkel der Welt nicht leugnen. Auch für immer überwinden wird sie es nicht. Aber eine Welt, in der Herzen leben, Glaube glüht, Liebe blüht, Hoffnung leuchtet, kann nicht schlechthin vom Bösen sein. Dem Dunkel antwortet das Dennoch des Dichters: «Genug, dass über meinem Blick der Himmel steht; Getrost, dass eines Gottes Odem mich umweht.» Unter diesem Himmel steht der Mensch. Und der Mensch ist nicht um seinetwillen da. Keine Persönlichkeit ist ohne Gemeinschaft. Das wäre eine Gegenwahrheit zu Spitteler dem Erzieher, hätte er nicht selbst durch die Tat einer grossen Stunde bewiesen, ein wie kerngesunder Eidgenosse er war. Desto heller leuchtet seine Urwahrheit: Nicht nur ist keine Persönlichkeit ohne Gemeinschaft: es ist auch keine Gemeinschaft ohne Persönlichkeit. Wovon sollte sie leben als aus der Kraft, der Treue, dem Opfer aller, die sie bilden?

Beim Grabgesang der Persönlichkeit sind wir noch lange nicht angelangt.

Sie steht auf Erden, nicht im leeren Raum. Sie schafft für Menschen, nicht in herzloser Wüste. Werk ist Brücke von Seele zu Seele, von Geist zu Geist, vom Bild zum Wort, aus Not zum Heil, aus Irrtum zur Helle, aus Dunkel zum Licht.

•Und Aurora hebt die Hand,
Spricht den Segen übers Land:
«Was vergangen, sei vergeben,
Wer da glaubt und hofft, wird leben.
Was da faul ist, das muss fallen.
Gruss von Gott den Mutigen allen.»

Uebersicht über die Zeitereignisse

1. September 1943 — 8. Mai 1945

Von Prof. Dr. A. Specker

(Fortsetzung)

1945

Jan. 31. Landsberg in der Mark erobert; Küstrin unter russischem Feuer. — 2. Landung auf Luzon (Subicbucht).

Febr. 2. Beginn der Konferenz auf Jalta (Churchill, Roosevelt, Stalin). — **Beginn der amerikanischen Rheinoffensive** (Einbruch in den Westwall zwischen Aachen und Eiffel).

Febr. 5. Rückeroberung Manilas durch die Amerikaner. — Die Deutschen stabilisieren die Front bei Frankfurt a. O.

Febr. 6. Einkesselung der Deutschen bei Kolmar. — Hinrichtungen der Achsenfreunde in Bulgarien (3 Regenten, 22 Minister, 68 Deputierte: russischer Terror).

Febr. 7. Die Franzosen erobern Neu-Breisach; Rheinbrücken gesprengt.

Febr. 8. **Verschärfte Gasrationierung.**

Febr. 9. **Beginn der Offensive Montgomerys am Niederrhein, Richtung Cleve.**

Febr. 11. Elbing und Preussisch-Eylau gefallen. — Ankunft der britischen und amerikanischen Wirtschaftsdelegation in der Schweiz: Dingle Foot und Laughlin Currie.

Febr. 12. Durchbruch der Russen in Schlesien nach Liegnitz, Vormarsch gegen Görlitz, Lage Breslaus hoffnungslos (der Bürgermeister wegen «Feigheit» von den Nazis erschossen). — Cleve besetzt.

Febr. 13. Kapitulation Budapests. — Einigung der Drei in Jalta (Schlusskampf gegen Deutschland, Besetzungszonen, polnische Frage, Friedensorganisation.)

Ankunft der franz. Wirtschaftsdelegation (Charguéraud).

Febr. 14. Katastrophale Bombardierung Dresdens (Zwinger!).

Febr. 17. Grosses Bombardement Tokios.

18. Febr. Rückeroberung der Insel Corregidor in der Bucht von Manila. — Landung auf der japanischen Insel Iwoshima. — Vorbereitung der Verteidigung von Berlin durch den Volkssturm.

Sperre der deutschen Vermögenswerte. De Gaulle weigert sich, Roosevelt in Algier zu treffen!

Febr. 21. Konferenz Churchill/Roosevelt in Alexandria (Hilfe des Britischen Reiches im Krieg gegen Japan).

Febr. 22. Offensive Pattons gegen die Saarstellung. — Bombenabwürfe in Stein am Rhein, bei Schaffhausen und Rafz.

Febr. 23. Die Türkei erklärt Deutschland und Japan den Krieg (zwecks Teilnahme an der Konferenz von San Francisco). — Die Russen nehmen Posen in Besitz, ebenso Arnswalde vor Stettin. — Forcierung der «Rur» (Jülich, Düren); Offensive gegen Köln.

Febr. 27. **Aufhebung der Parteienverbote.**

Einbruch der Alliierten in die Kölner Ebene; Vorstoss auf München-Gladbach und Calcar.

März 1. Eindringen der Alliierten in Trier, Krefeld und Neuss. — Räumung des linken Rheinuferes nördlich Bonn durch die Deutschen.

März 2. Besetzung von München-Gladbach. — Landung der Amerikaner auf Palawan (Beherrschung der Südpassage in der Sulubay).

März 3. Bombenabwürfe über Zürich und Basel.

März 5. Besetzung von Köln. — Vormarsch der Russen in Pommern (bis Kolberg). — Stargard erobert.

März 7. Abschluss der Wirtschaftsverhandlungen (Transporte über französische Bahnen nach der Schweiz, Beschränkung des Elektrizitätsexports und der Transporte der Achse durch die Schweiz, Massnahmen betr. geraubte Güter).

März 9. Besuch des Generals Spaatz in Bern (zwecks Massnahmen zum Schutz des Schweizergebiets gegen Bombenabwürfe). Die Briten in Mandalay (Burma) eingedrungen. — **Amerikanischer Brückenkopf am Rhein** (Ludendorffbrücke bei Remagen oberhalb Bonn durch Ueber raschung intakt genommen).

März 11. Die Amerikaner auf Mindanao gelandet (im Süden der Philippinen). — Die Amerikaner in Koblenz einmarschiert.

März 13. Fall der Zitadelle von Küstrin.

März 15. Die Eroberung von Iwoshima abgeschlossen. — Ueberschreitung der Mosel oberhalb Koblenz. — Deutsche Initiative für Teilkapitulation im Westen.

März 17. Durchbruch der Amerikaner zwischen Mosel und Rhein; Vormarsch auf Bingen. — Die Deutschen räumen das Saargebiet.

März 19. Besetzung von Bingen und Kreuznach. — Fall von Kolberg in Pommern.

März 20. Russischer Durchbruch gegen Oesterreich in Westungarn (Stuhlweissenburg).

März 21. Zusammenbruch der deutschen Saar- und Pfalzfront.

März 22. Die Amerikaner in Ludwigsburg; Aufmarsch vor Mannheim. — Kündigung des russisch-türkischen Vertrages von Montreux 1925 (Aenderung des Dardanellen-Statuts). — Eroberung von Zoppot an der Danziger Bucht durch die Russen.

März 24. Montgomery überschreitet den Rhein in breiter Front bei Wesel.

März 25. Darmstadt genommen; Durchbruch der Amerikaner ins Maintal.

März 27. Die Alliierten in Limburg a. d. Lahn und in Wiesbaden. — Offensive der Franzosen bei Karlsruhe; Vorstoss nach der Donau. — Die Russen an der Raab; Vormarsch auf Wien. — Argentinien tritt auf die Seite der Alliierten.

März 29. Gdingen bei Danzig, Győr in Westungarn genommen. — Montgomery besetzt Emmerich und Hamborn; Vorstoss nach Münster in Westfalen; die Amerikaner vor Marburg in Hessen (Umfassung des Ruhrgebiets).

März 30. Die Russen in Danzig; Duisburg, Frankfurt am Main und Mannheim besetzt; deutscher Rückzug aus Holland beginnt. — Oesterreich erhebt sich.

April 1. Polen annektiert Danzig. — Landung der

Amerikaner auf den Riu-Kiu (*Okinawa*). — Einbruch der Russen in die Steiermark; Vormarsch gegen Pressburg und Wiener-Neustadt.

April 2. Kassel kapituliert; — Ruhr-Ring bei Lippstadt geschlossen (16 Divisionen eingekesselt). — Vorstoss auf Rheine (Abschnürung Nordhollands).

April 3. Durchbruch durch den Teutoburgerwald nach Osnabrück.

April 5. Pressburg in russischer Hand; die Russen überflügeln Wien im Wienerwald. — **Russland kündigt Japan den Neutralitätsvertrag von 1941.** — Kabinett Toiso tritt zurück. (Völlige Isolierung Japans.)

April 6. Die Russen auf der Strasse Wien - Linz (Klosterneuburg); Vorstoss auch gegen Brünn. — Strassenkämpfe in Wien.

April 8. Die Amerikaner erreichen bei Hildesheim die norddeutsche Tiefebene.

April 9. Abriegelung der deutschen Holland-Armee bei Meppel nahe Zuidersee erreicht; Vormarsch nach Bremen und Hamburg eingeleitet.

April 10. Fall von Königsberg; Besetzung der Kruppwerke in Essen. — Hannover besetzt. — **Beginn der Offensive in Oberitalien** (Lugo besetzt).

April 12. Die Amerikaner erreichen die Elbe bei Wolmirstedt, nördlich Magdeburg. — Uebergang über die Elbe; Weimar besetzt; Vormarsch der Amerikaner gegen Berlin eingeleitet. — **Präsident Roosevelt verschieden; Truman sein Nachfolger.**

April 13. Wien von den Russen völlig besetzt.

April 15. Angriff auf die Gironde-Mündung eingeleitet.

April 16. Die Russen eröffnen die Offensive gegen Berlin.

April 17. Nürnberg besetzt. Flüchtlingsströme an der Schweizer Nord-Ostgrenze. Ueberflutung Westhollands durch Oeffnen der Zuidersee-Wehren.

April 18. Magdeburg erobert: Patton überschreitet die böhmische Grenze.

April 19. Schliessung der Schweizergrenze im Nordosten. Fall von Leipzig; Liquidation der Ruhr-Tasche.

April 20. Tübingen von den Franzosen besetzt. — Umfassung des Schwarzwalds.

April 21. Durchbruch der Russen gegen Dresden. — Eroberung von Bologna.

April 22. Stuttgart und Freiburg i. Br. von den Franzosen besetzt. — **Umfassung Berlins durch die Marschälle Schukow und Konjew.**

April 24. Marschall Pétain reist durch die Schweiz, um sich den französischen Gerichten zu stellen.

April 25. Zerfall der oberitalienischen Front (Ferrara, Modena, Spezia erobert). — **Beginn der Konferenz in San Francisco.** — Erste Berührung zwischen den alliierten und russischen Truppen bei Torgau. — Die Amerikaner marschieren über Passau gegen Linz. (Schluss folgt.)

Redaktion des Pädagogischen Beobachters: H. C. Kleiner, Zollikon, Witellikerstrasse 22.
Mitglieder der Redaktionskommission: J. Binder, Winterthur-Veltheim; H. Frey, Zürich; Heinr. Greuter, Uster; J. Oberholzer, Stallikon; Sophie Rauch, Zürich; A. Zollinger, Thalwil. — Druck: A.-G. Fachschriften-Verlag & Buchdruckerei, Zürich.